



Annalena und die Alpen

Annalena und die Alpen

Die Frau gegenüber spricht in Halbsätzen, sie fuchtelte mit den Händen durch die Luft, sichtlich darauf bedacht, mit ihren Gesten die Wichtigkeit der Worte zu unterstreichen. Dann und wann unterbrechen Tränen ihre Rede, die Frau versucht sie zu unterdrücken.

Der Mann neben mir ist ebenso aufgebracht, er äußert es aber anders: er riecht nach Schweiß und unbedacht gekauftem Rasierwasser, es hängt an ihm wie ein Duftbaum im Raucherauto. Wenn der Mann an der Reihe ist, kann er seine Stimme zähmen, er muss nicht laut werden, sein sonorer Bass erreicht jeden im Saal. Mit Menschen wie ihm verdiene ich mein Geld.

Der Richter ist um Schlichtung bemüht, aber überfordert. Was da an Emotionen, an Verachtung und Missgunst hin- und hergeworfen wird, verursacht selbst bei ihm, dem erfahrenen Juristen, Kopfschütteln.

Es ist der 30. Juli 2015, ein heißer und schwüler Sommertag. Mein Hemd klebt am Rücken, so wie meine Zunge am Gaumen. Die Luft steht im Raum. Tische und Stühle im Charme einer Amtsstube aus den Achtzigern dünsten einen süßen, fast beißenden Geruch von Reinigungsmitteln aus. Wie viele Hände schon auf der Holzplatte vor mir gelegen haben müssen, zeigt die graue Patina; sie klebt wie ein Kaugummifilm.

Ich schaue nach rechts zum Richter. Er zieht Schultern und Augenbrauen hoch, hat längst akzeptiert, dass sein Messer auch stumpf sein kann, dann hört er eben auf zu schneiden; zwei Jahre trennen ihn von seiner Pension. Ich drehe mich zur anderen Seite. Der fette Schweinskopf neben mir hat sich mit Blut gefüllt, ständig rutscht die Brille von der Nase und muss mit dem dicken Zeigefinger hinaufgeschoben werden. Mein Mandant kommt allmählich in Fahrt, auch seine Stimme wird jetzt lauter, während sich die Frau gegenüber offenbar immer wieder auf die Zähne beißt: ihre Wangenmuskeln puckern wie ein schlagendes Herz.

Meine Gedanken schweifen ab, der Gerichtssaal mit seiner Theateraufführung ohne Drehbuch und Regie rückt von mir fern, Stimmen und Bilder verschwimmen, gehen auf in einem nebligen Schleier. Mein Urlaub steht bevor, nur noch wenige Tage und ich sitze im Flugzeug zehntausend Meter über dem Grund. Unter mir werden die Alpen entlangziehen, im vergangenen Jahr habe ich sie auf dem Fahrrad überquert. Den Bergen ist es einerlei, von wo aus sie betrachtet, in welcher Art sie begriffen werden oder für immer unverstanden bleiben. Sie bilden stets ein und dasselbe Massiv. Ich erinnere meine Angst, meinen Respekt vor dieser stummen Naturgewalt. Die Wucht, mit der diese riesigen Felsbrocken am ersten Tag meiner Tour dort standen, ließen mich auf die Größe einer Ameise schrumpfen, mir entrann der Mut, jemals auf der italienischen Seite anzukommen. Sieben Tage brauchte ich, bis mich – am Ende meiner Kräfte, doch mit einem nie gekannten Stolz – das kleine Städtchen Pietro am Fuße der Südseite in seine Arme schloss. Die Padrona der kleinen Trattoria im Ort lächelte mitleidvoll und brachte mir einen Krug Wasser, später Wein und Essen. Mir liefen die Tränen vor Glück und mit ein paar Einheimischen trank ich bis in die Nacht, weit, weit weg von der Kündigung meines ersten Arbeitgebers, die mich damals kurz vor meinem Urlaub ereilt hatte und noch viel weiter weg von Schwindel und Kopfschmerz meiner Mutter, über die sie bei jedem Telefonat klagte.

Mein Kippen mit dem Stuhl habe ich gar nicht bemerkt, fast wäre ich nach hinten übergefallen. Es wäre ein Trugschluss zu glauben, die Gemüter der Streitparteien hätten sich beruhigt, die aktuelle Schreipause ist erfahrungsgemäß nur von kurzer Dauer. Aber: der Moment kommt wie gerufen!

Ich stehe auf, nehme meine Tasche vom Boden, stelle sie vor mir ab und verstaue meine Akte darin.

„Was soll das? Was tun sie da?“ Mein rotbackiger Mandant starrt mich aus großen Augen an.

„Wir sind noch nicht fertig“, quäkt die Frau von gegenüber.



Annalena und die Alpen

„Ich schon“, gebe ich zur Antwort.

Als ich gehen will, hält mich der Mandant am Arm fest.

„Sie können jetzt nicht abhauen, ich brauche sie.“

„Nein“, antworte ich, löse mich aus seinem Griff und sehe zum Richter.

„Ich lege hiermit mein Mandat nieder.“

Der Richter nickt, als hätte er auf meine Worte gewartet.

Und an den Mandanten gerichtet: „Wir sind beim Amtsgericht, es herrscht kein Anwaltszwang. Sie kriegen das ohne mich ganz sicher besser hin.“

Dann verabschiedete ich mich mit einem ‚Leben sie wohl‘.

Und gehe, meine Gedanken nur noch bei Dir, Annalena.

(...)

Diskutieren Sie [hier](#) online mit!